

LESEPROBE

Jörg Massmann

**RABAUKEN
UND EIN GRAUES MÄNNEL
AUF SCHLOSS RAUENSTEIN**

Röderverlag

© 2024 Jörg Massmann
Alle Rechte vorbehalten.

Rabauken
und ein graues Männel auf Schloss Rauenstein
Autor: Jörg Massmann

Herausgeber: Röderverlag
Text- und Covergestaltung: Dirk Röder

2. Auflage



ISBN: 978-3-9821887-4-4

INHALT

Prolog

Schularztbesuch

Ankunft in Rauenstein

Alltag im Erholungsheim

Der Sturz in die Flöha

Im Felsenkeller

Wimpel-Punkte-System

Heimatpost

Die Kissenschlacht

Der Klo-König

Die Sage vom ›grauen Männel‹

Gedankengeschichten

Ausreißer-Protestmarsch

Die Brotkuriere

Schlittenfahrt mit Mozart

Abschied von Rauenstein

Nachwort

Unterlagen und Belege aus der Kinderzeit

Wie die anderen bewegte ich mich mit großen Augen und gemessenen Schritten durch das Haus. Ich kannte derartige Gebäude zwar aus Filmen oder Büchern, doch was jetzt anging, war völlig neu: Leben und Wohnen als Gast auf einem Schloss.

Nachdem wir uns etwas umgeschaut hatten, wurden wir in Gruppen eingeteilt und warteten auf weitere Anweisungen. An meiner Seite stand ein Junge, ein klein wenig größer als ich, der mir gleich seine Hand entgegenstreckte: »Ich bin Reini aus Berlin-Friedrichshain.«

»Freut mich«, gab ich zur Antwort und ergriff seine Hand. »Jörg aus Treptow am Berliner Plänterwald.«

Reini hatte eine ruhige, aufrichtige Art. Er gab mir sofort das Gefühl, dass ich ihm vertrauen kann.

Hinter uns kratzte ein Junge an der Wand herum. Vorsichtig zog er etwas aus den Nischen des Mauerwerks heraus. In diesem Moment erhob eine Erzieherin die Stimme und forderte Aufmerksamkeit ein, um uns organisatorische Abläufe mitzuteilen. Der Junge ließ sich nicht stören und stocherte er weiter beharrlich an den Steinen.

»Du da hinten«, rief die Erzieherin erbost, »was suchst du denn da die ganze Zeit? Komm mal gleich nach vorne.«

Der Junge tat, wie ihm geheißen. Mit angewinkelten Armen drängte er sich zwischen uns durch und trat vor die Aufsichtskraft.

Sie sah ihn streng an: »Hände auf! Was hast du da?«

»Icke? Nischt. Wirklich!«, antwortete er mit Unschuldsmiene und zeigte seine leeren Handflächen.

Zweifelnd schaute ihm die Erzieherin auf die Finger. Da sie aber nichts weiter entdecken konnte, beließ sie es bei einer eindringlichen Ermahnung: »Du hörst gefälligst hin, wenn ich hier vorne wichtige Dinge mitzuteilen habe. Zurück in die Reihe!«

Sie wandte sich uns zu: »Im Übrigen erwarten wir von euch allen, dass ihr euch so verhaltet, wie es sich für junge sozialistische Pioniere gehört. Nämlich ordentlich und diszipliniert, wie ihr es in der Schule gelernt habt. Das heißt auch, dass hier Hochdeutsch gesprochen wird. Ich hoffe, wir haben uns verstanden.« Mit eindringlichem Blick gab sie dann die Hausordnung bekannt. Eine unendliche Liste an Regeln, die nur ansatzweise bei mir hängen blieben.

Nach dem Marathon an Vorschriften bekamen wir endlich etwas Zeit zum gegenseitigen Kennenlernen. Reini und ich fingen an, uns mehr voneinander zu erzählen. Wo wir wohnten, welche Schule wir besuchten, was wir zu Hause so trieben. Amüsiert bemühten wir uns dabei um eine hochdeutsche Aussprache. Das gewohnte »Ick« durch ein betontes »Icchh« zu ersetzen, bedurfte einiger Übung. Ab und zu fielen wir in unsere Berliner Mundart zurück.

Mitten in unser Gespräch platzte der Junge hinein, der eben den Anranzer von der Erzieherin bekommen hatte. Er plauderte einfach los, dass er Paul mit Namen heiße, aus dem Prenzlauer Berg in Berlin stamme und ihn alle Paulchen riefen. Er war etwas zierlicher als wir, mit einem auffallend kindlichen Gesicht. Durch die Gläser seiner schwarz gerahmten Brille lugten aber zwei schelmische Augen, die

ahnen ließen, dass er wohl doch nicht ganz so naiv war, wie man auf den ersten Blick meinen wollte.

Als er ansetzte, noch mehr von sich zu berichten, lief ein Mädchen vorbei, das unsere Aufmerksamkeit erweckte. Sie hatte ihr blondes Haar zu einem kurzen Zopf geflochten, den sie mittig am Hinterkopf trug. Eine Art Pferdeschwanz, der beim Laufen immer etwas hin und her wippte. Wie sie da so an uns vorbeiflanierte, konnte ich es mir nicht verkneifen ihrem schlenkernden Haarteil einen kleinen Schubs mit der Hand zu verpassen.

»Hee, lass das!«, fuhr sie mich an. »Ich wollte ja nur fragen, wie du heißt«, entgegnete ich erschrocken. »Frau Holle«, rief sie ironisch und ging weiter den Flur entlang, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Reini lachte leise: »Von wegen Frau Holle, mit dem Zopf sieht sie ja aus wie *Mozart*.«

»*Fräulein Mozart*«, verbesserte Paulchen und hatte noch einen klugen Rat für mich: »Du, die Mädels tun manchmal nur so abweisend. Da muss man am Ball bleiben, wenn man bei ihnen landen will.«

»Scheinst dich ja mächtig auszukennen!«, meinte ich genervt. »Aber wo du schon mal hier bist: Ich hab doch vorhin genau gesehen, dass du was gefunden hast, da in der Wand. Was war das denn?«

»Ein alter Taler, aber den hat jetzt ein anderer«, entgegnete er.

»So, so«, sagte Reini spitz, »wer soll denn dieser andere sein?«

»Na du«, antwortete Paulchen grinsend. Reini riss verdattert die Augen auf: »Ich ???«

»Ja, als ich vortreten musste, habe ich ihn heimlich in deine

Anoraktasche fallen lassen.«

Reini griff in die offene Seitentasche seines Anoraks und holte ungläubig besagtes Geldstück hervor. »Der ist ja raffiniert!«, staunte er.

Wir schauten uns den Fund genauer an. Eine abgewetzte, dunkle Kupfermünze, ziemlich verformt und an einer Seite wie platt gewalzt. Von ihrer Stempelprägung war nur wenig geblieben. Schemenhaft konnte man den Rest eines Wappens erkennen. Die flache Inschrift am Rand ließ sich aber nicht mehr entziffern.

Der ramponierte Zustand störte uns wenig, im Gegenteil, dadurch wirkte das gute Stück erst richtig historisch. Wir philosophierten: »Mensch, wie alt der Taler wohl ist? ... Der war bestimmt die ganze Zeit hier auf der Burg ... mindestens hundert Jahre!« Schnell war uns klar: »Das Ding heben wir auf!«

Wie in einem Geheimbund standen wir eng beieinander. »Zu niemandem ein Wort! Das ist jetzt unser Geheimnis«, raunte ich den anderen zu.

Es wurde beschlossen, dass jeder die Münze für ein paar Tage bei sich zu tragen und dann an den Nächsten von uns weiterzugeben habe.

Mir wurde diese Ehre als erster zuteil. Ich verstaute den Taler tief in meinem mobilen Schließfach, sprich in meiner Hosentasche.